

# Erziehungsprobleme und Esskultur

## Die Rolle von Coaching- und Reality-TV bei der Suche des Zuschauers nach Orientierung

### Die tv impuls-Tagung am 18. Januar 2008 in Berlin



Konflikte mit dem Kind, eine renovierungsbedürftige Wohnung, Duelle um die beste Kochkunst oder der Kampf mit den eigenen Pfunden: Nichts, was bisher im Privaten stattfand, ist davor sicher, Thema eines Realityformats zu werden. Neben Actionstars und Kommissaren sind nun die Zuschauer selbst die Helden im Fernsehen. Warum sind diese Formate so erfolgreich? Bieten sie Lebenshilfe, weil sie es dem Zuschauer ermöglichen, eigene Erfahrungen am Leben der anderen zu überprüfen? Oder befriedigen sie nur den voyeuristischen Blick in die Intimsphäre der Mitmenschen? Wie erklärt sich die hohe Bereitschaft, an solchen Formaten mitzuwirken? Und wie verkraften es Kinder und Eltern, dass ihre familiären Probleme bei der *Super Nanny* in allen Einzelheiten und vor Millionen von Fernsehzuschauern dargestellt werden? Diese Fragen standen im Mittelpunkt der *tv impuls*-Tagung in Berlin.

Dass Lebenshilfesendungen so alt sind wie das Fernsehen selbst, machten Lothar Mikos, Professor für Fernsehwissenschaft an der Hochschule für Film und Fernsehen in Potsdam-Babelsberg, und Stefano Semeria

von der ProSiebenSat.1 Media AG in ihrem Einleitungsvortrag deutlich. Schon in den 1950er-Jahren habe es im deutschen Fernsehen Angebote zu allen erdenklichen Themen gegeben – Koch- und Tanzkurse, Rechtsberatung, Einrichtungratschläge, Gartentipps und vieles mehr, um die Alltagsprobleme der Zuschauer lösen zu helfen. „Immer dienten diese Formate der Orientierung in Zeiten der Veränderung. Diese Funktion hat das Fernsehen auch heute noch“, so Mikos. Allerdings habe sich die Art und Weise verändert, wie die Themen behandelt würden. Einst hätte man einen ernsten pädagogischen Anspruch gehabt, heute würden Probleme eher spielerisch in Shows aufgearbeitet. Statt wie in der frühen Fernsehgeschichte die Hausfrau, werde heute die ganze Familie angesprochen. Eine Zäsur in der Entwicklung von Lebenshilfeformaten war die Etablierung des Reality-TV in den 1980er-Jahren. Seitdem fokussieren sich viele Shows auf die Intimsphäre – auf Beziehungen, Sex, ein ansprechendes Äußeres, Schulden und Kindererziehung. „Früher ging es darum: Wie kriege ich die Rosen über den Winter?

Heute lautet die Frage: Was mache ich, wenn mein Sohn zu viel Egoshooter schießt?“, brachte Jürgen Grimm, Professor für Kommunikationswissenschaften an der Universität Wien, diese inhaltlichen Veränderungen auf den Punkt. Grimm beleuchtete in seinem Vortrag die Struktur und Wirkung von jüngeren Lebenshilfeformaten, die mit Coachingsendungen wie *Super Nanny*, *Bauer sucht Frau* oder *Raus aus den Schulden* ihren derzeit letzten Entwicklungsstand gefunden haben. „Im Mittelpunkt steht der Alltag von Durchschnittszuschauern, der aus den Fugen gerät und nach medialer Begleitung zur Behebung von Missständen oder zur Bewältigung verschiedener Herausforderungen verlangt“, charakterisierte Grimm diese Formate. Außerdem zeichne diese Sendungen eine gemeinsame Problemlösungsstruktur aus: Am Anfang stünde eine starke, emotional ansprechende Problematisierung, am Ende die Präsentation einer Lösung. Dass diese Sendungen oft sensations- und emotionsorientiert aufgemacht sind und dabei einer Art Seelenstriptease gleichkommen, ist kaum zu umgehen – so lässt sich ein

Von links nach rechts:  
Sandra Velásquez, Stefano Semeria,  
Lothar Mikos und Jürgen Grimm



Fazit von Grimm zusammenfassen. „Ohne Stress kein Rat, der wirklich nachvollziehbar und akzeptiert werden kann“, sagte der Kommunikationswissenschaftler. „In gewisser Weise schließt die Problemsituation den Zuschauer überhaupt erst auf für den Ratschlag, der dann anschließend kommt. Wenn man nur den Ratschlag präsentiert, und das ist auch versucht worden gerade in öffentlichen Programmen des österreichischen Fernsehens, dann fühlen sich die Zuschauer eher bevormundet und schalten auf Durchzug. Sie müssen erst gewonnen werden, und das schafft die Problemsituation. Die gehört einfach dazu.“ Da müssten die Öffentlich-Rechtlichen noch lernen, von ihrem selbst verordneten pädagogischen Anspruch der Vermittlung herunterzukommen und die Leute da abzuholen, wo sie sind. „Es ist nun mal so: Wenn ich ein Problem hautnah erlebe, bin ich auch viel offener für das, was ich als Lösung offeriert bekomme.“

Dabei würden sich die Zuschauer nicht nur einfach unterhalten, erläuterte Grimm am Beispiel der *Super Nanny*. „Die Sendung

trägt zur Orientierung von Menschen bei, die selbst mit Erziehungsproblemen zu tun haben. Hier ist nicht nur interessant, was die Nanny sagt oder gar was die Familien praktizieren. Die Zuschauer wollen sich ein eigenes Urteil bilden und sich teilweise ganz bewusst von den gesehenen Erziehungspraktiken distanzieren. Orientierungsvermittlung läuft heute nicht mehr nur über die Vorbildwirkung, sondern arbeitet in hohem Maße mit der Distanzierung von Zuschauern“, so Grimm.

Welche Wirkung ein Format wie *Super Nanny* auf diejenigen hat, deren Probleme in der Sendung präsentiert werden, stellte Sandra Velásquez in ihrem Bericht aus der Praxis dar. „Die *Super Nanny* bewegt viel“, erklärte Velásquez, die bis zum Frühjahr 2007 im österreichischen Fernsehen als *Super Nanny* im Einsatz war. „Aber wenn es keine Auseinandersetzung mit der Erfahrung gibt, keinen Anschluss an weitere Ziele, keine Reflexion und Unterstützung, verwässert sich das mit der Zeit. In 90 % der Fälle ist eine Weiterbetreuung der Familien nötig.“ Der Vorteil des Einsatzes der Nanny

aber sei, dass die Familie sich anders erlebt und eine Vision von sich selbst habe, eine Hoffnung.

In der abschließenden Diskussionsrunde debattierten die Referenten sowie Sabine Schiffer vom Institut für Medienverantwortung und Deutschlands *Super Nanny*, Katharina Saalfrank, die Berechtigung von aktuellen Lebenshilfeformaten aus ethischer und gesellschaftlicher Perspektive. Eine Schlüsselfrage dabei lautete, ob das Fernsehen mit seinen Realityshows soziale und pädagogische Arbeit kommerzialisiere. Beide *Super Nannys* räumten ein, dass es zumindest ein Grenzgang sei, Kinder in familiären Konfliktsituationen zu zeigen. „Wir wissen noch nicht, was das in der Zukunft mit ihnen macht“, sagte Sandra Velásquez. Dennoch war sich die Mehrheit der Gesprächsteilnehmer einig: Lebenshilfeformate haben eine Berechtigung und sind zu begrüßen. Dass all diese modernen Lebenshilfeformate vornehmlich von Menschen ohne Abitur geschaut werden, wussten die Wissenschaftler denn auch positiv zu interpretieren. „Dies als Zeichen von Proleten-Fernsehen zu nehmen, geht an den Erfordernissen einer demokratischen Medienkultur vorbei“, appellierte der Kommunikationswissenschaftler Jürgen Grimm. Dem Fernsehen sei es gelungen, bestehende Bildungsbarrieren, die für die Formate früherer Jahre noch galten, zu überwinden, so seine These. „Der Bedarf ist da“, fasste er zusammen. „Und wenn ich heute erfolgreich Fernsehen machen will und dies auch mit positiven Orientierungsleistungen zu tun vermag, kann ich darin nichts Verwerfliches erblicken.“



Eine von Tilmann P. Gangloff moderierte Podiumsdiskussion mit den Referierenden sowie Sabine Schiffer (4. v. links) und Katharina Saalfrank (2. v. rechts).

Vera Linß